

Wohnzimmer. Das machte sie zu ihrem Reich. Mutter fing wieder an, als Telefonistin zu arbeiten, diesmal beim Fernmeldeamt in Frankfurt. Parallel dazu kümmerte sie sich um die Scheidung. Der Anwalt, den sie mit dieser Angelegenheit beauftragte, war ein wohlhabender unverheirateter Mann. Die beiden wurden ein Paar. Meine Mutter war eine attraktive Frau. Sie hatte hübsche schwarze Haare, eine schlanke Figur und legte sehr viel Wert auf ihre Kleidung. Die Männer drehten sich auf der Straße nach ihr um. Der Anwalt kam in dieser Zeit öfters zu uns nach Hause, was ich als Kleinkind noch nicht so mitbekam. Auch weil meine Mutter sich regelmäßig ins Wohnzimmer zurückzog. Sie schloss die Tür ab und keiner durfte hinein. Meine Großeltern akzeptierten das.

Für mich hatte sie nach ihrer Rückkehr nur wenig Zeit. Sie war mit ihrer Arbeit beschäftigt, dazu mit der Scheidung und nicht zuletzt mit ihrer neuen Beziehung. Für mich lief eigentlich alles so weiter wie bisher. Annemarie und Oma Else blieben meine zentralen Bezugspersonen. Vor allem von meiner Oma bekam ich die Sicherheit und Geborgenheit, die ich brauchte. Statt mit meiner Mutter schmuste und kuschelte ich mit ihr. Babys und Kinder benötigen vertraute und verlässliche Personen, die Bindungserfahrungen der ersten Jahre können durch nichts ersetzt werden. Deshalb bin ich sehr glücklich, dass ich meine Großeltern und Annemarie hatte. Aber die Rolle von Mutter und Vater konnten sie natürlich nicht zu 100 Prozent übernehmen.

Obwohl mein Vater nach seinem Intermezzo in Herne wieder in Offenbach lebte, tauchte er in meinem Leben nicht mehr auf. Laut Wikipedia spielte er noch für den KSV Urberach, einen kleinen Verein in der Nähe, und trainierte später Germania Bieber, einen Klub, der nicht weit vom Stadion der Kickers entfernt seine Heimstatt hatte. Tatsächlich gab es keinerlei Kontakt. Meiner Mutter war das nur recht. Sie wollte die Episode mit dem „Fußballer“ so schnell wie möglich vergessen und nicht mehr über ihn reden. Und wenn sie es doch tat, dann fiel ihr nur Schlechtes ein.

Sie hatte jetzt ihren Anwalt, mit dem sie sich in die nächste Ehe stürzte. Auch an diesem neuen Leben meiner Mutter durfte ich nicht teilnehmen. Der neue Mann wusste von mir, hatte mich ja des Öfteren bei uns in der Annastraße gesehen, wenn er meine Mutter besuchte. Aber vor seiner Familie wurde meine Existenz totgeschwiegen. Er lebte in Bad Nauheim zusammen mit seinen Eltern in einem herrschaftlichen Haus. Die Familie war angesehen und gut betucht. Nach der Heirat sollte meine Mutter dort einziehen. Ich habe das Haus nie gesehen. Auch bei der Hochzeit war ich nicht dabei. Meine Mutter entschied, dass ihr Kind aus erster Ehe hier nichts zu suchen hatte. Ich sah sie nur gelegentlich, wenn sie aus Bad Nauheim zu Besuch in Offenbach war.

Annemarie dagegen wurde des Öfteren nach Bad Nauheim eingeladen, wobei sie sich dort alles andere als wohl fühlte. Anders als bei uns in Offenbach ging es in Bad Nauheim sehr steif und förmlich zu. Jedes Mal, bevor sie dorthin fuhr, wurde sie ausführlich „gebrieft“. Sie durfte auf keinen Fall erzählen, dass es in Offenbach noch den kleinen Dieter gab, der auf seine Mutter wartete.

## Fußball, Elvis, Eiscafé

Mittlerweile schrieben wir das Jahr 1957, ich kam in den Kindergarten.

Einmal in der Woche, immer am Samstag, war Badezeit für Annemarie und mich. Das Wasser wurde in Kochtöpfen erhitzt und in die Emaillebadewanne geschüttet. Und auch Oma und Opa sprangen manchmal hinein. Das Wasser wurde natürlich nicht gewechselt, es musste ja an Öl fürs Heizen gespart werden. Auch das, was Oma Else auf den Tisch brachte, war einfach und kostensparend. Es gab viel Gemüse – Kartoffeln, Kohlrabi oder Karotten –, auch mal Gulasch oder Eisbein mit Sauerkraut. Opa kam mittags immer von der Arbeit zum Essen nach Hause, um Geld zu sparen. Kurz vor dem Hauseingang pfiiff er sehr laut zum Küchenfenster hoch, sodass Oma wusste, dass nun das Essen aufgetischt werden musste. Mein Lieblingsessen war Hackbraten. Ab und an gingen wir in eine Gaststätte in der Nähe. Da gab es für alle immer ein halbes Hähnchen. Dazu putzte sich mein Großvater stets fein raus, zog seinen zweiten Anzug an, den er nur für besondere Anlässe aus dem Schrank holte. Es war für mich das Schönste, wenn Oma, Opa, Annemarie und ich zusammen etwas unternahmen oder zu Hause vor dem Fernseher saßen. Anfang der 60er-Jahre konnten wir uns tatsächlich ein Loewe-Opta-Gerät leisten. Szenen von der WM 1962 aus Chile waren die ersten Fußballbilder im TV, an die ich mich noch erinnern kann.

Trotz der Abwesenheit meiner Eltern und der beengten und einfachen Verhältnisse war es eine glückliche Zeit für mich.

Ich war ein zurückhaltendes und braves Kind, meine Großeltern hatten es nicht schwer mit mir. Tante Annemarie war da schon anders. Opa Heinrich schimpfte oft mit ihr. Sie büxte als kleines Mädchen oft aus. Unsere Haustür hatte quadratische Glasscheiben und eine von den unteren konnte man aufklappen – durch die verschwand sie regelmäßig. Ich bewunderte sie dafür, denn ich traute mich so was nicht. Ich hatte sehr großen Respekt vor meinen Großeltern und machte nur selten Dummheiten. Ich spürte als Kind, dass ich auf beide angewiesen war, mehr als auf jeden anderen in der Welt. Ich wollte es mir mit ihnen nicht verscherzen.

Ich besaß kein eigenes Zimmer, meine Spielsachen waren überschaubar. Andere Kinder kamen nie zu mir, das war nicht vorgesehen. Vieles spielte sich deshalb draußen ab. Auf der anderen Straßenseite von unserem Haus gab es einen kleinen Park, eigentlich ein sandiger Platz zwischen Bäumen, um den einige Parkbänke standen. Wir nutzten ihn zum Fußballspielen. Noch heute gibt es diesen Bolzplatz, jetzt eingezäunt und mit richtigen Toren, aber Kinder kicken dort nur noch selten. Die Zeiten haben sich geändert. Für mich gab es damals, vor 60 Jahren, nur eines: raus und Fußballspielen. Ich hatte mich mit einem drei Jahre älteren Jungen angefreundet. Er hieß Rainer und wohnte in der 12, drei Eingänge weiter. Trotz des Altersunterschiedes verbrachten wir viele, viele Nachmittage vor dem Haus, streunten umher, spielten Nachlaufen, kickten auf dem Rasen oder schossen den Ball abwechselnd stundenlang gegen eine Mauer vor unserem Haus. Bis heute sind wir Freunde und treffen uns ab und zu, um über die alten Tage zu reden.

Ich war vier Jahre alt, als ich das Fußballspielen für mich entdeckte. Ab da war ich fast jeden Tag draußen. Aber zum Spielen brauchten wir einen Ball und das war ein Problem. Erst mit neun Jahren bekam ich von meinem Großvater einen Lederball geschenkt. Bis dahin waren wir auf Helmut angewiesen. Er war der einzige, der einen richtigen Ball hatte. Wenn Helmut nicht da war, wurde es schwierig. Oft klingelten wir bei ihm an der Haustür, einen Block weiter, um zu fragen, wann er endlich rauskomme. Manchmal gab er uns den Ball mit und wir brachten ihn später zurück. Mit Helmut's Lederball machte das Kicken gleich viel mehr Spaß. Es gab zwar den einen oder anderen Gummi- oder Plastikball in der Siedlung, aber das war natürlich nicht das Gleiche. Ich erinnere mich an endlose Augenblicke, die ich unten wartete, bis endlich andere Kinder kamen. Ich lief herum, allein oder mit Rainer, auf der Suche nach Spielkameraden. Wenn niemand da war, mussten wir uns was ausdenken, zum Beispiel Mauerschießen. Manchmal war ich ganz allein und dann wurde es richtig langweilig. Eine Langeweile, die die Kinder von heute gar nicht mehr kennen. Damals gehörte das dazu, wir hatten endlos Zeit. Es gab keine Nachhilfe, keine Events, ich wurde weder zum Klavier- oder Englischunterricht chauffiert noch zu meinen Freunden. Man musste sich mit sich selbst beschäftigen und sich die Zeit vertreiben. Und dann gab es noch den Faktor Wetter. Wie ich damals den Regen hasste! Wenn es schüttete, wollte Oma Else nämlich nicht, dass ich rausging. Ich saß dann stundenlang am Fenster und schaute hinaus, ob der Regen vielleicht etwas nachlassen würde. Ich war tatsächlich fußballverrückt. Ich erinnere mich gut daran, wie Opa Heinrich schimpfte, wenn ich mit meinen guten Schuhen, die ich für die Schule brauchte, Fußball spielte. Dann piff er mich hoch, die Schuhe zu wechseln, was ich immer ziemlich peinlich fand, denn die anderen mussten das Spiel unterbrechen und auf mich warten.

Unsere Tore waren zwei gegenüberliegende Bänke. Keine Chance für die Anwohner, sich dort auszuruhen, ein Buch oder die Zeitung zu lesen. Das war unser Revier. Ich liebte diese Welt. So lieb und brav ich zu Hause war, so wild und draufgängerisch war ich beim Fußball. Mal spielte ich mit Älteren, mal mit Jüngeren. Das Wichtigste war für mich jedes Mal, Tore zu schießen. Dieser Moment, wenn ich für meine Mannschaft etwas leistete und dafür Anerkennung bekam, brannte sich mir ein. Ich glaube, ich bin in jenen Tagen in der Annastraße richtig süchtig danach geworden. Es ging ab da immer nur darum, Tore zu erzielen. Mit sechs war ich so flink und dribbelstark, dass mich die anderen Jungs irgendwann „Didi“ taufte. Der brasilianische Star war zwei Jahre zuvor zum besten Fußballer des Weltmeisterschaftsturniers in Schweden gewählt worden, wo er unter anderem mit Pelé und Vavá den WM-Titel gewonnen hatte. 1959 wechselte er zu Europapokalsieger Real Madrid. Seine Technik war legendär. Didi perfektionierte den Schuss mit dem Außenrist, mit dem er ein ums andere Mal die Torhüter düpierte. Mir gefiel mein neuer Name, er spornte mich an und natürlich probierte ich wie die anderen auch, mit dem Außenrist zu schießen. Das war schwerer als gedacht.

In einen Verein einzutreten, stand damals nicht zur Debatte. Ich erinnere mich schwach, dass Opa Heinrich Anfang der 60er-Jahre bisweilen mit mir hoch ins Stadion am Bieberer Berg zu den Kickers ging. Aber die Erinnerungen daran sind verblasst. Es sollte noch

einige Jahre dauern, bis das Trainings- und Stadiongelände auf dem Bieberer Berg zu einem wichtigen Teil meines Lebens wurde.

In der Schule brillierte ich nicht gerade. Ich besuchte die Mathildenschule etwa 15 Gehminuten von uns entfernt. Aber der Unterricht interessierte mich nicht sehr. Statt Hausaufgaben zu machen oder für Mathe und Deutsch zu lernen, spielte ich lieber draußen mit den anderen Kindern. Ich mochte die Schule wirklich nicht und kann mich auch nicht besonders gut an diese Zeit erinnern. Ich weiß nur, dass später, als ich elf oder zwölf Jahre alt war, ein Lehrer namens Koch meine bescheidenen Leistungen mit den Worten kommentierte: „Na, Kaster, wieder mal zu viele Kopfbälle gemacht ...?“

Anders als die Schule wurde das Kino zu meiner zweiten großen Leidenschaft. Tante Paula, eigentlich meine Großtante – sie war die Schwester meiner Oma – nahm mich regelmäßig mit. Der Saal bei uns in der Nähe hieß „Atlantik“ und gehörte einem gewissen Kurt Schreiner. Er sollte als einer meiner späteren Jugendtrainer bei Kickers Offenbach sehr wichtig für mich werden. Schreiner war nach dem Krieg einer der herausragenden Spieler des OFC gewesen. Er war Teil jener Mannschaft, die 1950 im Endspiel um die Deutsche Meisterschaft dem VfB Stuttgart vor 100 000 Zuschauern in Berlin unterlag. Zwischen 1946 und 1948 spielte er sogar mit meinem Vater in Offenbach zusammen. Das wusste ich damals natürlich nicht, als ich ins Atlantik ging, um Filme wie *Fuzzy, der Revolverheld* oder *Die Brücke am Kwai* zu sehen.

Zu dieser Zeit, Ende der 50er-Jahre, war auch Elvis Presley sehr präsent. Das große Musikidol wohnte zwischen Oktober 1958 und Anfang 1960 in Bad Nauheim, um in Friedberg seinen Wehrdienst abzuleisten. Ich war zwar gerade mal fünf, sechs Jahre alt, aber ich bekam bereits mit, was für eine große Fangemeinde Elvis hatte. Die älteren Jungs aus unserer Straße fuhren zwei Stunden mit dem Fahrrad nach Bad Nauheim, wo er täglich Hof hielt und eine abendliche Autogrammstunde gab. Einmal zeigte uns ein Nachbarsjunge mit stolzer Brust sein Autogramm vom „King of Rock 'n' Roll“. Das war Gesprächsthema für Tage! Als das Lied *Muss i denn zum Städtele hinaus* ein Hit wurde und aller Welt auf den Lippen lag, musste ich immer an diesen Jungen denken, der von Elvis persönlich ein Autogramm erhalten hatte. Ich beneidete ihn sehr und nahm mir vor, auch einmal nach Bad Nauheim zu fahren, falls der King noch einmal wiederkommen würde. Das tat er natürlich nicht.

Ein weiteres frühes Highlight, an das ich mich sehr gern zurückerinnere, waren unsere Ausflüge ins Café Wipra. Das war ein Eiscafé in der Frankfurter Innenstadt, das sich „Café der Tierfreunde“ nannte. Wenn man hineinging, wusste man, warum. Man war von Affen, Papageien, exotischen Fischen und Schlangen umgeben. Heute angesichts der hygienischen Auflagen und des Tierschutzes unvorstellbar, doch damals interessierte das niemanden und die Familien strömten scharenweise dorthin. Ich liebte es, zusammen mit Oma Else und Annemarie mit der Straßenbahnlinie 16 nach Frankfurt zu fahren, um dort ein Eis oder ein Stück Kuchen zu essen.

## Neuer Wohlstand, neues Familienleben und der erste Verein

Mein Leben Anfang der 60er-Jahre spielte sich zwischen Schule, Bolzplatz und Wohnung ab. Bis zu dem Zeitpunkt, als meine Mutter auf ihre große Liebe traf ...

Bei einem ihrer Besuche bei uns in Offenbach lernte sie einen gewissen Alfred Müller kennen, einen erfolgreichen, stadtbekanntem Bauunternehmer, ein stattlicher und eleganter Typ, immer im schnieken Anzug, meist kariert, und mit Einstecktuch. Er hatte aus den Nachkriegsverhältnissen seinen Profit geschlagen, überall musste ja gebaut werden, und in Offenbach besaß er beste Verbindungen, um an Aufträge zu kommen. Er fuhr einen glänzenden Mercedes 300 SE in Beige, was sich damals nur die wirklich Reichen leisten konnten, und wohnte in einer großen Villa in Königstein-Falkenstein, einem vornehmen Ort im Taunus. Sein Bauhof lag uns direkt gegenüber. Irgendwie müssen meine Mutter und er sich auf der Straße vor unserem Haus begegnet sein. Sie begannen jedenfalls eine Affäre, denn beide waren zu jenem Zeitpunkt noch verheiratet. Der Reichtum Müllers, der immerhin 24 Jahre älter war, hatte eine große Überzeugungskraft für meine Mutter, die Zeit ihres Lebens von materiellen Dingen angezogen war.

In einer Nacht-und-Nebel-Aktion verließ sie 1962 ihren Anwalt und reichte die Scheidung ein. Nachdem sie Müller geheiratet hatte, durfte keiner erfahren, dass sie den Bund der Ehe glatte dreimal eingegangen war. Die Ehe mit dem Anwalt wurde unter den Teppich gekehrt.

Einmal nahm meine Mutter mich mit in Müllers Büro, das keine 50 Meter von zu Hause entfernt war. Ich war beeindruckt von seiner mächtigen Gestalt und brummigen Stimme. Und das Beste: Er hatte Schokoladenküsse für mich, was mich endgültig für ihn einnahm. Ich machte mich über sie her, als gebe es kein Morgen. Solche Leckereien gab es nicht eben oft.

Das Eheglück meiner Mutter mit Alfred Müller stand unter keinem guten Stern, denn als Müller sich von seiner Frau trennte, erhängte diese sich in ihrem gemeinsamen Haus in Falkenstein. Deshalb beschloss Müller, in Götzenhain, 15 Kilometer südlich von Offenbach, ein neues Haus zu bauen. 1964 war es endlich fertig, meine Mutter zog mit Müller nach Götzenhain – und diesmal nahm sie mich mit! Mein neuer Stiefvater hatte bereits einen Sohn aus erster Ehe, doch der hatte wegen des Selbstmords der Mutter jeglichen Kontakt zu seinem Vater abgebrochen. Müller enterbte ihn kurzerhand und schien froh zu sein, wieder einen Sohn im Haus zu haben.

Nach zehn Jahren erlebte ich also zum ersten Mal so etwas wie Familienleben: Vater, Mutter, Kind. Müller mochte mich und auch ich konnte ihn gut leiden, obwohl er sehr streng, fast brutal werden konnte. Als Zehnjähriger erlebte ich zum ersten Mal, was Alkoholkonsum für Folgen haben kann. Müller trank gern und viel. Ich registrierte sehr genau, wie er sich unter Alkoholeinfluss veränderte. Hatte er ein paar Bier intus, gingen die Emotionen mit ihm durch, dann wurde er sentimental, cholerisch, aggressiv. Einmal stützte ich unbedachtsamerweise meine Ellenbogen bei Tisch auf, da schlug er mir mit einer